# Brachland für Bildung? : Das Schulwesen in den Distrikten Frauenfeld und Tobel zur Zeit der Helvetik

Autor(en): **Eigenmann, Ines**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Beiträge zur Geschichte**

Band (Jahr): **136 (1999)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-585753

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Ines Eigenmann

# Brachland für Bildung?

## Das Schulwesen in den Distrikten Frauenfeld und Tobel zur Zeit der Helvetik

### Einleitung

Im vorliegenden Aufsatz wird das Schulwesen im Kanton Thurgau zur Zeit der Helvetik behandelt, basierend auf den Ergebnissen der sogenannten Stapfer'schen Schul-Enquête[1] aus dem Jahr 1799, die sämtliche Antworten der Lehrer auf einen vom helvetischen Bildungsminister ausgearbeiteten Fragenkatalog beinhaltet. Obwohl diese Enquête ziemlich zu Beginn der Helvetik durchgeführt wurde, kann wohl trotzdem ein Gutteil der so erhobenen Angaben als für die ganze Epoche gültig angesprochen werden. Dies um so mehr, als – wie zu zeigen sein wird – die Ideen Stapfers für eine Verbesserung der schulischen Ausbildung in der Schweiz in dieser Zeit kaum umgesetzt wurden.

Ziel dieser Arbeit ist es, ein Bild des zeitgenössischen thurgauischen Bildungswesens zu vermitteln, indem anhand eines Vergleichs von zwei ausgewählten Distrikten der Frage nachgegangen wird, inwiefern sich ein städtischer Distrikt in Bezug auf das Schulwesen von einem ländlichen unterschied: War es tatsächlich so, dass die Bildung in einem städtischen Distrikt qualitativ über jener in einem ländlichen stand? Mit Hilfe der Angaben in der «Stapfer-Enquête» über den Unterricht, die Schuldauer, die Lehrmittel, die Schullokale, die Lehrer, deren Besoldung etc. wird versucht, qualitative Unterschiede im Bildungswesen der beiden Distrikte zu erkennen und zu deuten. Zudem wird untersucht, welchen Einfluss die Konfessionen auf das Schulwesen hatten.

Den aufgeworfenen Fragen wird zu einem grossen Teil mittels quantitativer Auswertungen nachgegangen. Die so erhobenen Zahlen und Prozentwerte sollen Näherungswerte liefern, die eine qualitative Beurteilung der Thurgauer Schulen erlauben.

Zur Einführung in das Thema wird ein Überblick über die Ideen, die Veränderungen und die Probleme der Schule als Institution in vorhelvetischer Zeit gegeben. Auf dieser Grundlage wird dann der Vergleich der Zustände in den beiden Distrikten Frauenfeld und Tobel erarbeitet.

### Zum thurgauischen Schulwesen vor 1798

Ein Schulwesen, wie wir es heute kennen, gab es im 18. Jahrhundert noch nicht. Was heute rückblickend als «die Schulen dieser Zeit» bezeichnet wird, waren vielmehr ganz verschiedene Institutionen, die auf ebenso vielen Ideen basierten. Mehrheitlich waren diese Institutionen kirchlicher Natur; entsprechend waren sie konfessionell getrennt. Die Schulen der Evangelischen lehrten an erster Stelle das Lesen, um möglichst vielen die Bibellektüre zu ermöglichen. An zweiter Stelle stand die Lektüre des Katechismus; Schreiben kam erst an dritter Stelle. Obwohl die katholischen Schulen weniger Gewicht auf das Lesen der Bibel legten, vermittelten sie im Übrigen ungefähr die gleichen Kenntnisse wie die evangelischen.[2]

Für die Organisation der Schulen waren die Kirchgemeinden zuständig. Die evangelischen Schulen in der Landvogtei Thurgau unterstanden – wie die evangelische Kirche – dem Stand Zürich, und die katholischen Schulen waren wie die Kirche der bischöflichen Verwaltung der Diözese Konstanz unterstellt.[3]

Während im Thurgau bis ins 16. Jahrhundert Volksschulen nur in einigen wenigen Stadtgemeinden bestanden hatten, wurden im Zug der Reformation auch in den ländlichen Gemeinden Schulen eingerichtet. Der Unterricht wurde meist von den Pfarrern selbst erteilt, und da keine Schulpflicht bestand,

1 Eine den Kanton Thurgau betreffende Abschrift findet sich im Staatsarchiv des Kantons Thurgau: StATG 1'51'4, Erziehungsrat, Bericht über die Schulen im Thurgau, 1799 (sog. Stapfer-Enquête).

2 Osterwalder, S. 239–241.

3 Schwarz, S. 116.

lag es an deren Überzeugungskraft, ob die Eltern ihre Kinder in die Schule schickten oder nicht.[4] Es entstanden fortan immer mehr Landschulen, und die Pfarrer wurden in den grösseren Gemeinden von eigentlichen Lehrern abgelöst. Pupikofer schreibt, es sei zu Beginn des 18. Jahrhunderts schon selten gewesen, dass ein Pfarrer noch selbst Schule hielt, und dass jedes Dorf seine eigene Schule hatte.[5]

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewannen Erziehungs- und Unterrichtswesen in der Schweiz unter dem Einfluss Frankreichs und Deutschlands in der öffentlichen Diskussion an Stellenwert. Davon profitierten die Methodik der Erziehung und des Unterrichts im Allgemeinen, aber auch Bestrebungen, speziell den Bildungsstand der ländlichen Bevölkerung zu heben.[6] Denn die Aufklärung forderte für alle Lebensbereiche ein Umdenken – und die Voraussetzung dafür hiess Bildung. Insbesondere war die Aufklärung, die in ihrem Kern ja eine Bildungs- und Erziehungsbewegung war, auch für die allmähliche Emanzipation der Schule von der geistlichen Oberaufsicht und für die Entwicklung eines eigenen, staatlich organisierten Unterrichtssystems wesentlich mitverantwortlich.[7] Die Versuche, aufklärerisches Gedankengut umzusetzen, zeigten sich in der Schweiz besonders darin, dass neue und zeitgemässe Lehrmittel erarbeitet wurden. Es gab aber auch Bestrebungen, den Frauen bessere Bildungschancen zu verschaffen oder Arme mittels Bildung vor dem Elend zu bewahren, wie dies z. B. Pestalozzi auf dem Neuhof tat.[8]

Trotzdem: Die öffentliche Auseinandersetzung über die Reform von Schulinstitutionen betraf hauptsächlich die städtischen – und dort vor allem die höheren – Schulen. Insbesondere Zunft- und Handelskreise forderten die Schaffung von höheren Lehrgängen, die nicht nur auf die Theologielaufbahn zugeschnitten waren, sondern ebenso den Bedürfnissen ihrer Branchen und ihren kulturellen Interessen entgegenkamen.[9] Viel weniger vermochte die Reform an den Landschulen zu greifen. Doch zeigte sich auch hier Wirkung: In Gebieten, in denen das Landschulwesen bisher sehr vernachlässigt worden war, wurden nun immer mehr Schulen gegründet; ebenso wurden neue Schulordnungen geschaffen, die vor allem auf eine Verlängerung der Ausbildungszeit abzielten.[10]

## Philipp Albert Stapfer und sein «Schulplan»

Einer der aufklärerisch gesinnten Geister, einer, der im Sinn seines Vorbilds Immanuel Kant «für wahre Reform der Denkungsart»[11] wirken wollte, war Philipp Albert Stapfer (1766–1840), der 1792 eine am Politischen Institut Bern gehaltene Rede über «Die fruchtbarste Entwicklungsmethode der Anlagen des Menschen zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfs der Culturgeschichte unseres Geschlechts» publizierte. Zentrale Anliegen darin waren die ethische Entwicklung und geistige Veredlung des Menschen nach Kants Grundsätzen, Anliegen, die sich seither wie ein roter Faden durch Stapfers Erziehungsdenken zogen.[12]

1798 wurde Stapfer helvetischer Bildungsminister. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er einen Bildungs- und Berufsweg durchlaufen, der von der Familientra-

4 Mühlemann, S. 16–17.
5 Pupikofer, Thurgau II (1889), S. 856–862.
6 Hunziker, Bd. 1, S. 128–136.
7 Albrecht/Hinrichs, S. 7.
8 Hunziker, Bd. 1, S. 142.
9 Osterwalder, S. 246.
10 Hunziker, Bd. 1, S. 142.
11 Zit. nach Rohr, Stapfer I, S. 12.
12 Vgl. Rohr, Stapfer I, S. 12–13. – Eine vom Verlag Peter Lang, Bern, auf Oktober 1998 angekündigte zweibändige Stapfer-Biografie aus der Feder von Adolf Rohr (vgl. Bibliografie: Rohr, Stapfer II) konnte für diesen Aufsatz nicht mehr berücksichtigt werden.

dition her vorgezeichnet scheint: 1766 wurde Philipp Albert Stapfer in Bern als Sohn des Münsterpfarrers Daniel Stapfer und der Waadtländerin Sophie Louise Burnand geboren. In seiner Jugend durchlief er die stadtbernischen Schulen bis hinauf zur theologischen Akademie, die er im Jahre 1789 abschloss. Der humanistische Grundzug in seinem Denken wurde wohl durch seine Ausbildung in den klassischen Sprachen mitbestimmt. Doch die Kantische Philosophie setzte seinen Studien an der Berner Akademie einen zusätzlichen markanten Akzent: Sein Denken und auch sein Glaube wurden vor allem durch diese geprägt.

Nach Abschluss seiner theologischen Studien in Bern absolvierte Stapfer Studienjahre an der Universität Göttingen und einen halbjährigen Aufenthalt in London. Die Heimreise im Sommer 1791 führte Stapfer über das revolutionäre Frankreich, und in Paris erlebte er die Debatten über die Errichtung eines neuen Schulsystems. Hier entwarfen die grossen Intellektuellen der Revolution Konzepte, wie die Schule in den Rahmen der neuen Gesellschaft einzufügen sei.[13] Schule sollte allen Bürgern ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen entsprechend dasjenige Wissen vermitteln, das sie brauchten, um an der Öffentlichkeit teilzuhaben, von der aus Staat und Gesellschaft kontrolliert und korrigiert wurden.

Nach Stapfers Ernennung zum Lehrer in Sprachfächern am Politischen Institut Bern im Herbst 1791 wurde er 1792 zum Professor für Philologie an die Akademie gewählt. Vier Jahre später übertrug man ihm auch noch den Lehrstuhl für theoretische Theologie.

Im April 1798 beauftragte ihn die nach dem Umsturz eingesetzte Berner Regierung mit einer diplomatischen Mission: Er sollte sich als bernischer Gesandter in Paris an den Verhandlungen über die Besatzungslasten beteiligen und beim Direktorium verschiedene Erleichterungen bewirken.[14] Noch während Stapfer in Paris weilte, berief ihn am 2. Mai 1798 das helvetische Direktorium in die Exekutive: Er wurde zum helvetischen Minister der Künste und Wissenschaften ernannt.

Wo sah Stapfer seinen Auftrag als Bildungsminister, und was war seine Leistung? Rohr meint dazu: «Zusammenfassend könnte man sagen, dass dieser damals zweiunddreissigjährige Theologe und Humanist während seiner ziemlich genau zwei Jahre dauernden Tätigkeit die Grundlagen einer umfassenden Erziehungsplanung und der Kulturpflege auf nationaler Ebene schuf.»[15]

Stapfer selbst legte am 18. November 1798 in der Botschaft zu seinem Gesetzesentwurf über Volksschulen an das Parlament seine Anliegen folgendermassen dar: «Rettung, Verbesserung und Erweiterung unserer Erziehungsanstalten; Erhaltung und Vervollkommnung der Veredlungsmittel unserer Nation sind heilige Pflichten, die um so viel wichtiger sind, je näher ihre Erfüllung das jetzige und die kommenden Geschlechter zugleich betrifft, und (je) gewisser sie allein unsere Mitbürger sowohl zum Vollgenuss ihrer wieder erlangten Freiheit hinführen als auch gegen alle künftigen Eingriffe in ihre Rechte sichern kann. – Kein Staat ist durch seine innere Einrichtung lauter aufgefordert, die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse unter allen seinen Bürgern und die Veredlung des Nationalcharakters zum Hauptzwecke der Bemühungen seiner Beamten zu machen als derjenige, dessen Verfassung allen Bürgern gleiche Rechte zusichert und den Zugang zu allen Stellen ohne Ausnahme öffnet.»[16]

Stapfer erklärte in seiner Botschaft, dass die neue Republik für die Leute vorerst nur in einem Herrscherwechsel bestanden habe. Von den Bürgern könnten aber die Volksrechte nur dann wahrgenommen werden, wenn auch alle Zugang zum dafür not-

13 Osterwalder, S. 248.
14 HBLS 6, S. 504.
15 Rohr, Stapfer I, S. 17.
16 ASHR III, S. 602.

wendigen Wissen hätten. Für ihn war darum die Lösung der Schulfrage Grundvoraussetzung für das Überleben der Republik. Dementsprechend schlug Stapfer parallel zum staatlichen Apparat einen schulischen vor, der Kenntnis und Wissen in Bezug auf Staat und Gesellschaft vermitteln sollte. Die Bürger sollten nicht «zu tauglichen Werkzeugen der Regierung»[17] erzogen werden, sondern umgekehrt zu Bürgern, die den Staat zu ihrem Werkzeug machten.

Stapfer wollte zuerst das Volksschulwesen umgestalten. Seinem Gesetzesentwurf stellte er einen grundlegenden Erziehungsplan mit folgenden fünf Hauptpunkten voran: Bildung als unumgängliche Vorbedingung für eine Demokratie; eingreifende Reform des Volksschulunterrichtes; Obligatorium des Schulunterrichtes, der billig und für die Armen gratis sein müsste; Neugestaltung der gymnasialen Anstalten; Errichtung einer helvetischen Nationaluniversität.[18]

Der Gesetzesentwurf für die Volksschulen steckte die Ziele sehr weit. Er regelte das Anliegen bis in alle Einzelheiten wie etwa die Unterrichtsfächer, die Pensionierung der Lehrer usw.[19]

Die Organisation des Erziehungswesens in einem Einheitsstaat, wie sie Stapfer vorschwebte, war den Hauptzügen nach folgende[20]: Das gesamte Unterrichtswesen musste zunächst der Aufsicht des Staates unterstellt werden. Um Einheit und Übersicht in die Verwaltung des Erziehungswesens zu bringen, sollte in allen Kantonen ein achtköpfiger Erziehungsrat bestellt werden, zusammengesetzt aus Geistlichen, Professoren oder Lehrern und Laien. Dieser Rat hatte die Aufgabe, in die Methode des Unterrichts, den Gebrauch der Lehrmittel, die Bildung, Wahlart und Besoldung der Lehrer und in die Verwaltung der Schulfonds Einheit zu bringen und Fragen der öffentlichen Erziehung als Fachgremium zu erörtern. Dem Erziehungsrat sollten Inspektoren unterstellt werden, die die einzelnen Schulen zu überwachen hatten; diese sollten mit den Erziehungsräten in Verbindung stehen, aber auch direkt an den Minister Berichte abliefern.

Sowohl die Erziehungsräte wie auch die Inspektoren wurden für ihre Arbeit nicht entschädigt. Stapfer teilte dies den Betreffenden mit folgenden Worten mit: «Es ist Euch keine Besoldung angewiesen, der ehrenhafte Beruf an der Veredlung Eurer Mitbürger zu arbeiten, und das Bewusstseyn eine der wichtigsten Stellen im Staate einzunehmen, so wenig auch äusserer Glanz sich auszeichnet; diese Vorzüge werden Euch mehr belohnen, als jeder andere Euch angewiesene Vortheil es thun könnte.»[21]

Die beschriebene Organisation des Schulwesens war als Provisorium bis zum Erlass eines umfassenden Schulgesetzes gedacht; es blieb aber dabei, da die weiteren Pläne Stapfers während der Helvetik nicht in die Tat umgesetzt werden konnten.

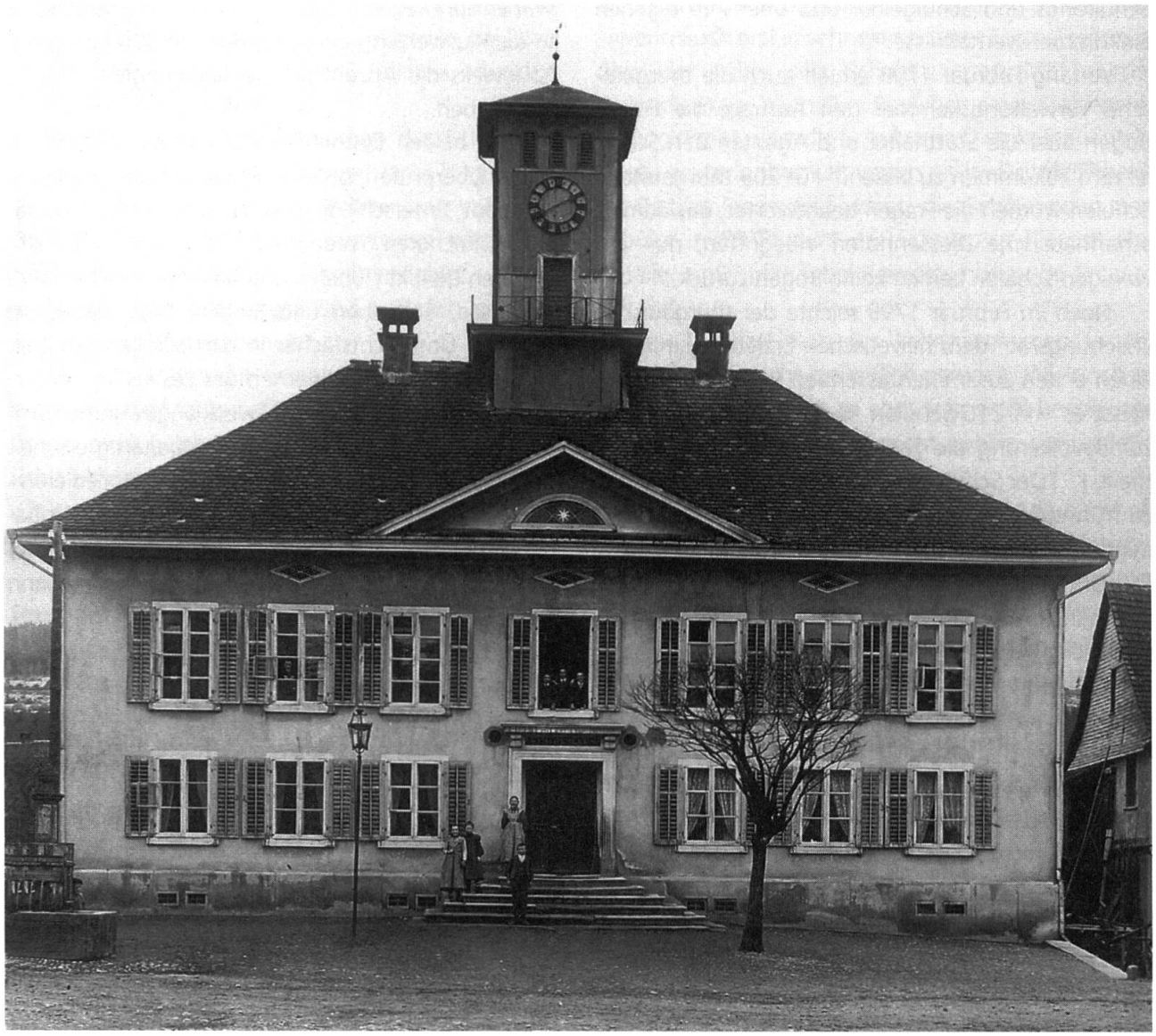
Erst am 4. Dezember 1800 beschloss der Vollziehungsrat, in jeder Gemeinde eine Volksschule einrichten zu lassen, und zwar spätestens bis zum 15. Januar 1801.[22] Kurz darauf wurde auch die Schulpflicht, wenigstens für den Winter, gesetzlich festgeschrieben.

## Die «Stapfer-Enquête» im Thurgau

Mit der Integration des Thurgaus in die Helvetische Republik wurde natürlich auch dessen Bildungswesen zur Staatsaufgabe; zuständiger Minister auf nationaler Ebene war Philipp Albert Stapfer. Die gewaltigen Unterschiede im Bildungsstand, das kaum entwickelte breite Bewusstsein für die Notwendigkeit

17 Ebd., S. 603.
18 Ebd., S. 602–607.
19 Ebd., S. 607–611.
20 Vgl. ebd., S. 602–611.
21 Stapfer, Philipp Albert: Entwurf der Instruktionen für die neuerrichteten Erziehungsräthe, Luzern 1799, S. 10.
22 Staehelin, Helvetik, S. 831.

**Abb. 1: Das Schulhaus von Thundorf, Distrikt Frauenfeld, erbaut 1843. – An der Tatsache, dass auch der Thurgau erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von der ersten flächendeckenden «Schulhausbauwelle» erfasst wurde, lässt sich ablesen, dass die Bemühungen Philipp Albert Stapfers um das Bildungswesen während der Helvetik zwar noch nicht voll zum Tragen kamen, dafür aber eine nachhaltige Langzeitwirkung zu entfalten vermochten.**



der allgemeinen Schulpflicht, die konfessionell bedingten Reserven gegenüber dem neuen System gerade in Erziehungsfragen – all dies liess Stapfers Aufgabe beinahe unlösbar erscheinen.

Um mit den Reformen an das Wenige anknüpfen zu können, was vorhanden und auch in Zukunft brauchbar war, wollte sich Stapfer vorerst ein detailliertes Bild der bestehenden Schulverhältnisse in der Schweiz verschaffen. Deshalb liess er Anfang 1799 allen Volksschullehrern Fragebogen zukommen, in denen diese Auskunft geben mussten über die Art ihrer Schullokale, über den vermittelten Stoff, die Zeitdauer des Unterrichts, über Lehrmittel und Klasseneinteilung, über ihr Alter, ihre Vorbildung, ihren früheren Beruf und allfällige Nebenbeschäftigungen, über die Zahl der Schüler und Schülerinnen, über

Schulfonds und Schulgelder und über ihre eigenen Einkommensverhältnisse.[23]

Anfang Februar 1799 erhielt auch die thurgauische Verwaltungskammer den Auftrag, die Fragebogen über die Statthalter und Agenten den Schullehrern zukommen zu lassen.[24] Für 209 thurgauische Schulen wurden die Fragen beantwortet, das damals schaffhausische Diessenhofen inbegriffen; nur von wenigen Schulen kamen keine Bogen zurück.[25]

Noch im Februar 1799 reichte der thurgauische Erziehungsrat[26] dem helvetischen Erziehungsminister einen ersten zusammenfassenden Bericht ein. Darin heisst es: «In 216 Schulen finden sich im Verhältnis zur Bevölkerung die zahlreichen 9000 Schüler vertheilt. [...] Der Schulbesuch fängt zu früh an und hört zu früh auf; er ist bis gegen Neujahr nachlässig und mindert sich wieder mit den ersten Frühlingstagen. [...] Unterrichtsgegenstände sind Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang, viel Auswendiglernen von Bibelsprüchen, Liedern, Katechismus, was den grössten Theil des Unterrichts einnimmt. Dreimal in der Woche gibt der Pfarrer im Winter Religionsunterricht, das Rechnen wird meist noch gar nicht oder schlecht gelehrt. Verstandesübung und Anleitung, Gedanken schriftlich auszudrücken, fehlt, weil die Lehrer solchen Unterricht nicht zu geben verstehen. Es fehlt zweckmässige Eintheilung der Schüler und ein wohlfeiles Lesebuch neben den religiösen Schulbüchern.»[27]

## Die Schulen in den Distrikten Frauenfeld und Tobel: ein Vergleich

Die folgenden Ergebnisse über die Zustände des Schulwesens in den Distrikten Frauenfeld und Tobel basieren auf den in der «Stapfer-Enquête» vorhandenen Angaben über die 24 Schulen im Distrikt Frauenfeld und jenen über die 41 Schulen im Distrikt Tobel.

Da der Fragenkatalog nicht von allen Lehrern mit der gleichen Gewissenhaftigkeit beantwortet wurde, war es bei einigen Fragen nicht möglich, alle Schulen in die Auswertung einzubeziehen; in den Fussnoten ist jeweils die Anzahl der berücksichtigten Schulen angegeben.

Die beiden Distrikte wurden bewusst gewählt, um zu überprüfen, ob es in Bezug auf das schulische Angebot Unterschiede gibt zwischen einem städtischen, reicheren (Frauenfeld) und einem ländlichen, ärmeren Distrikt (Tobel) – und wenn ja, welche.

Lesen, Schreiben und Singen: Dies waren die üblichen Unterrichtsfächer in den Schulen der Zeit, wobei vor allem das Erlernen des Lesens im Vordergrund stand. Die zu diesem Zweck angewandte Lernmethode mag aus heutiger Sicht eigenartig erscheinen: Einem Kind wurde zunächst das «Abcedieren» beigebracht, also das Auswendiglernen des Alphabets. In einem zweiten Schritt kam das «Syllabieren» an die Reihe, also das Lernen ganzer Silben; erst dann standen ganze Wörter bzw. Sätze auf dem Programm. Diese dreifache Gliederung des Stoffs ist auch dort vorzufinden, wo eine Klasseneinteilung bestand. Die

23 Der umfassende Fragebogen ist u. a. abgedruckt in: Leutenegger (1914), S. 33–36.

24 Leutenegger (1914), S. 37.

25 Vgl. Leutenegger (1915), S. 9. Es waren dies kath. Aadorf, Bühl, Felben, Kurzdorf, Strass, Wängi und Wellhausen.

26 Der erste thurgauische Erziehungsrat bestand nach Leutenegger (1914), S. 8, aus folgenden Männern: Melchior Sulzberger, evang. Pfarrer, Kurzdorf; Johann Ulrich Zwingli, evang. Pfarrer, Frauenfeld; Salomon Fehr, Kantonsgerichtspräsident, Frauenfeld; Georg Josef Rogg, Kantonsgerichtsschreiber, Frauenfeld; Gabriel Neuweiler, Distriktsgerichtspräsident, Frauenfeld; Johann Jakob II. Dumelin, Arzt, Frauenfeld; Johann Rudolf Dumelin, Präzeptor, Frauenfeld; Johann Nepomuk Biedermann, kath. Pfarrer, Oberkirch. Als Adjunkte figurierten Paul Reinhart, Handelsmann, Weinfelden; Johann Kaspar Wiedekeller, Chirurg und Apotheker, Arbon; Heinrich Rahn, evang. Pfarrer, Sulgen; Josef Fridolin Ott, Schullehrer, Bischofszell; ?Pelagius Freihofer, alt Lehrer, Gottlieben; Balthasar Waser, evang. Pfarrer, Neukirch-Egnach.

27 Zit. nach Sulzberger, Thurgau, S. 84–85.

Kinder sassen dann in der ihrer Fähigkeit entsprechenden Gruppe, sassen also entweder bei den «Abc-Schülern», den «Syllabier-Schülern» oder den «fertiglesenden Schülern».

Ähnlich muss auch das Lernen des Schreibens praktiziert worden sein. Schreiben hiess hauptsächlich, Buchstaben, Silben und Wörter von Vorlagen, die der Lehrer meist selbst angefertigt hatte, abzuschreiben. Mit höherer Schreibfertigkeit wurden auch Zeitungen oder Briefe und natürlich religiöse Sprüche als Vorlagen benutzt.

Was im Unterricht keinen grossen Stellenwert hatte, war die Mathematik. An vielen Schulen wurde sie gar nicht gelehrt. Lehrer, die Rechnen als Unterrichtsfach in der Erhebung angaben, relativierten dies oft, indem sie anfügten, dass Rechnen nur «zum Teil» gelehrt werde.

Vergleicht man die Schulen in den Distrikten Frauenfeld und Tobel bezüglich der Unterrichtsfächer, so lassen sich nur geringe Unterschiede feststellen.[28] Im ersten Moment erstaunt, dass im Distrikt Frauenfeld Lesen nur zu 88 Prozent und Schreiben zu 92 Prozent als Fach angegeben wurde; dies um so mehr, als diese Fächer im Distrikt Tobel an allen Schulen gelehrt wurden. Die Erklärung dafür liegt darin, dass in der Stadt Frauenfeld sogenannte höhere Schulen bestanden, in denen Lesen und Schreiben bereits als Fähigkeiten vorausgesetzt und gar nicht mehr gelehrt wurden.

Singen wurde im Distrikt Frauenfeld in 46 Prozent, Religion in 38 Prozent der Schulen unterrichtet, während Ersteres im Distrikt Tobel für 39 Prozent der Schulen galt und Letzteres erstaunlicherweise für nur 20 Prozent.

Der grösste Unterschied ist beim Sorgenkind der zeitgenössischen Schulen, der Mathematik, auszumachen: Im Distrikt Frauenfeld wird sie zu 58 Prozent als Fach angegeben, im Distrikt Tobel liegt der Anteil nur bei 15 Prozent.

Insgesamt ist festzuhalten, dass der Unterricht im Distrikt Frauenfeld vielfältiger war. Dieser Umstand wird durch die Tatsache unterstrichen, dass Rechnen – wenn auch erst in sehr elementarer Form – schon in über der Hälfte aller Schulen unterrichtet wurde. Auch die Frage nach dem Bestehen einer Klasseneinteilung ergibt, dass die Schulen im Distrikt Frauenfeld etwas weiter entwickelt waren als im Distrikt Tobel.[29] Im Distrikt Frauenfeld waren die Schülerinnen und Schüler in 89 Prozent der Schulen in Klassen eingeteilt; im Distrikt Tobel war dies nur zu 56 Prozent der Fall.

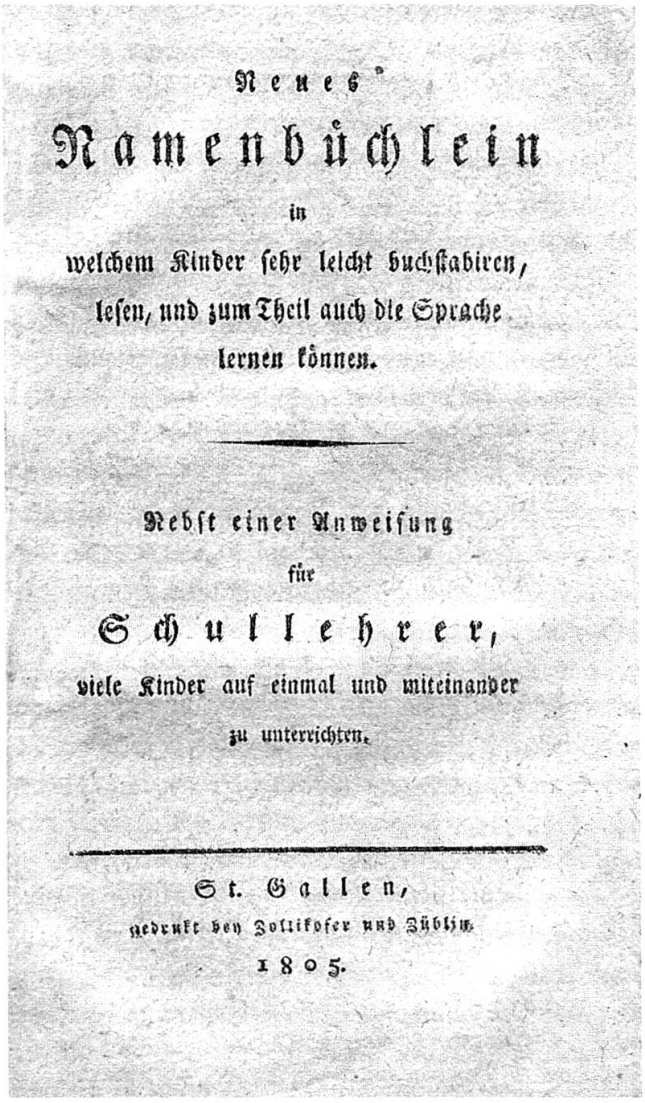
Im Thurgau war das Lehrmittelwesen in der Helvetik noch nicht einheitlich geregelt. Wie noch zu zeigen sein wird, gab es aber sehr wohl bevorzugte Schulbücher für den Unterricht, wobei sich viele in ihrem Inhalt glichen.

Im Jahr 1800 erarbeitete Johann Adam Imhof, Pfarrer aus Schinznach (AG), im Auftrag Stapfers ein neues Abc-Buch, das allen Kantonen zum versuchsweisen Gebrauch in ihren Schulen empfohlen wurde.[30] Da dieses aber keine nennenswerten Verbesserungen mit sich brachte, kann man davon ausgehen, dass Stapfer so in erster Linie eine grössere Einheitlichkeit im helvetischen Unterrichtswesen erzielen wollte. Dieses «aargauische Lehrbüchlein» wurde in der Folge das erste vom Kanton Thurgau eingeführte Lehrmittel.[31]

Die bis dahin gebräuchlichsten Lehrmittel im Thurgau waren das «Waserbüchlein», die «Abc»- und «Namenbüchlein», der «Lehrmeister» und für das «Memorieren» über die Religion Katechismen, Zeugnisse, Psalmbücher und das Neue Testament. Das «Waserbüchlein» stammte aus der Feder von Pfarrer Felix Waser aus Bischofszell und beinhaltete hauptsächlich Psalmen, Gebete, geistliche Lieder und Bibelsprüche.[32] Die «Abc»- und «Namenbüchlein»

28 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 24, Distrikt Tobel: 41.
29 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 18, Distrikt Tobel: 34.
30 Leutenegger (1915), S. 42.
31 Leutenegger (1915), S. 43.
32 Pupikofer, Thurgau II (1889), S. 858.

**Abb. 2: Namenbüchlein, gedruckt in St. Gallen, 1805. – Dass sich in diesem Lehrmittel eine «Anweisung für Schullehrer, viele Kinder auf einmal zu unterrichten», fand, verweist darauf, wie akut das Problem der grossen Klassen gewesen sein muss. – Die Musterseite aus dem Namenbüchlein gibt einen Eindruck von der Methodik, nach der Sprache vermittelt wurde.**


Neues
Namenbüchlein
in
welchem Kinder sehr leicht buchstabiren,
lesen, und zum Theil auch die Sprache
lernen können.

Nebst einer Anweisung
für
Schullehrer,
viele Kinder auf einmal und miteinander
zu unterrichten.

St. Gallen,
gedruckt bey Zollikofer und Zöblin.
1805.

bestanden aus dem Alphabet, einsilbigen und dann mehrsilbigen Wörtern und schliesslich aus Gebeten für das Üben des fliessenden Lesens. Am Ende war zusätzlich meist das Einmal-Eins abgedruckt.[33] Im «Lehrmeister» wurden Fragen und Antworten des Katechismus abgehandelt.[34]

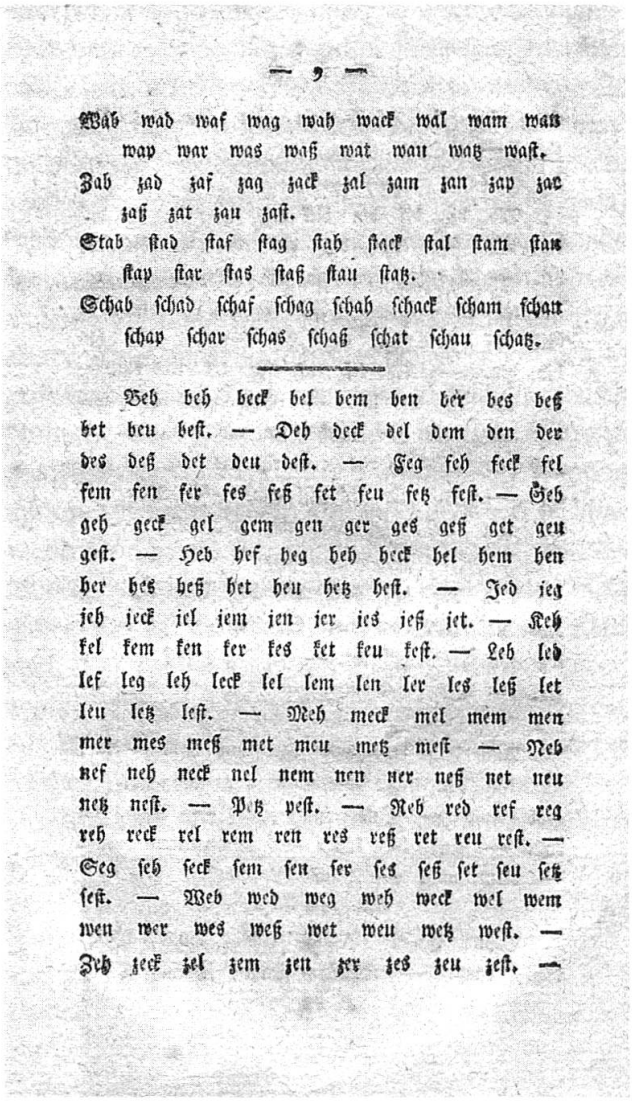
Der Vergleich der in den Distrikten Frauenfeld bzw. Tobel verwendeten Schulbücher zeigt, dass im Distrikt Frauenfeld mit mehr Mitteln unterrichtet wurde.[35] Im Distrikt Tobel waren die favorisierten Bücher die «Abc»- und «Namenbüchlein» (86 Prozent), der Katechismus (60 Prozent) und das Neue Testament (52 Prozent). Das «Waserbüchlein» (19 Prozent) und der «Lehrmeister» (17 Prozent) fanden keine breite Verwendung.

Im Distrikt Frauenfeld waren die «Abc»- und «Namenbüchlein» mit 67 Prozent zwar auch sehr verbreitet, die anderen Lehrmittel wurden aber auch häufig für den Unterricht gebraucht: das «Waserbüchlein» zu 63 Prozent, der «Lehrmeister» zu 50 Prozent, der Katechismus zu 38 Prozent, das Neue Testament zu 71 Prozent.

Natürlich wurden die Katechismen, das Neue Testament und Zeugnisse besonders im Religionsunterricht eingesetzt. Die Kinder mussten Bibelsprüche und Gebete auswendig lernen und anschliessend aufsagen können. Zudem wurden diese Bücher auch als Vorlagen für Schriftübungen verwendet. Oft schrieben die Lehrer aber auch selber Vorlagen, anhand derer die Kinder das Schreiben lernen sollten. Interessant hierbei ist, dass die Lehrer im Distrikt Tobel mehr mit selber verfassten Vorlagen (81 Prozent) unterrichteten als im Distrikt Frauenfeld (54 Prozent). Ebenso wurden im Distrikt Tobel mehr Zeitungen und Briefe zu Leseübungen oder als Schreibvorlagen verwendet, nämlich zu 29 Prozent, während dies im Distrikt Frauenfeld lediglich in 8 Prozent aller Schulen der Fall war.

Im Distrikt Tobel verwendete man offenbar weniger Schulbücher, weil die finanziellen Mittel dafür geringer waren. Die Schulbücher wurden vielfach auf Kosten der Schüler angeschafft, was für die Eltern mitunter ein Grund war, ihre Kinder nur zögerlich in die Schule zu schicken. Um solchen Auswirkungen vorzubeugen, waren die Lehrer deshalb aufgefordert, Mehrarbeit zu leisten, indem sie selber Unterrichts-

33 Klinke, S. 137–138.
34 Ebd., S. 140.
35 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 24, Distrikt Tobel: 41.



— 9 —

Wab wad waf wag wah wack wal wam wan
wap war was waß wat wau watz wast.
Zab zad zaf zag zack zal zam zan zap zar
zaß zat zau zast.
Stab stad staf stag stab stack stal stam stan
stap star stas staß stau statz.
Schab schad schaf schag schab schack scham schan
schap schar schas schaß schat schau schatz.

Beh beh beck bel bem ben ber bes beß
bet beu best. — Deh deck del dem den der
des deß det deu dest. — Feg feh feck fel
fem fen fer fes feß fet feu fetz fest. — Geh
geh geck gel gem gen ger ges geß get geu
gest. — Heh hef heg heh heck hel hem hen
her hes heß het heu hetz hest. — Jed jeg
jeh jeck jel jem jen jer jes jeß jet. — Keh
kel kem ken ker kes ket keu kest. — Leh leh
lef leg leh leck lel lem len ler les leß let
leu letz lest. — Meh meck mel mem men
mer mes meß met meu metz mest — Neh
nef neh neck nel nem nen ner neß net neu
netz nest. — Petz pest. — Reh red ref reg
reh reck rel rem ren res reß ret reu rest. —
Seg seh seck sem sen ser ses seß set seu setz
sest. — Weh wed weg weh weck wel wem
wen wer wes weß wet weu wetz west. —
Zeh zeck zel zem zen zer zes zeu zest. —

material verfassen mussten, um den Eltern Geld sparen zu helfen.

Insgesamt lässt sich sagen, dass praktisch noch keine rein weltlichen Schulbücher eingesetzt wurden. Sogar die «Abc»- und «Namenbüchlein», die eigentlich zum Erlernen des Alphabets dienen sollten, enthielten zu einem grossen Teil religiöse und moralisierende Sprüche. So gesehen entsprach die Schule einem Institut, das nahezu sämtlichen Stoff mittels religiöser Inhalte vermittelte.

Will man die Schuldauer der beiden Distrikte vergleichen, müssen verschiedene Aspekte berücksichtigt werden. Zum einen kann man der «Stapfer-Enquête» Angaben über die Verteilung der Schulzeit auf das Jahr entnehmen, anderseits sind auch die Schulstunden pro Tag darin verzeichnet. Ganz allgemein wurde die Schule von den Kindern hauptsächlich im Winter besucht. Dann wurde täglich unterrichtet, im Durchschnitt während sechs Stunden. Die Winterschule wurde meist von Martini, also dem 11. November, bis Ostern gehalten. Mancherorts war es üblich, dass die Schule im Sommer während einem bis zwei Tagen besucht wurde. Dieser Unterricht kann als Repetierschule betrachtet werden, die dem Vergessen des im vergangenen Jahr Gelernten vorbeugen sollte. Unterrichtet wurde dann an Sonn- und Feiertagen.

Der Vergleich der Schuldauer in den beiden Distrikten bringt auffallende Unterschiede zutage.[36] Im Distrikt Frauenfeld fand die Winterschule in 88 Prozent der Schulgemeinden während sechs Stunden und in je 6 Prozent während sieben bzw. acht Stunden pro Tag statt. Im Distrikt Tobel wurde in 64 Prozent der Schulen sechs Stunden, in 25 Prozent fünf und in 11 Prozent nur vier Stunden täglich Unterricht gehalten.

Ähnlich verhielt es sich mit der Anzahl der Unterrichtswochen im Winter.[37] Während im Distrikt Frauenfeld von 5 Prozent der Schulen über die für diesen Distrikt kürzeste Dauer von zehn Wochen unterrichtet wurde, ist der Prozentsatz von Schulen, die nur während acht bis zehn Wochen besucht werden konnten, für den Distrikt Tobel beinahe dreimal so hoch. Noch deutlicher fällt der Unterschied bei der längsten Dauer aus: Im Distrikt Frauenfeld hielten 42 Prozent während 21 Wochen Winterschule, im Distrikt Tobel nur 3 Prozent. Schliesslich unterschied

36 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 18, Distrikt Tobel: 36.
37 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 19, Distrikt Tobel: 39.

sich auch der Umgang mit der Schule im Sommer markant.[38] In dieser Zeit wurde im Distrikt Tobel zu 81 Prozent überhaupt keine Schule gehalten, im Vergleichdistrikt Frauenfeld waren dies 21 Prozent.

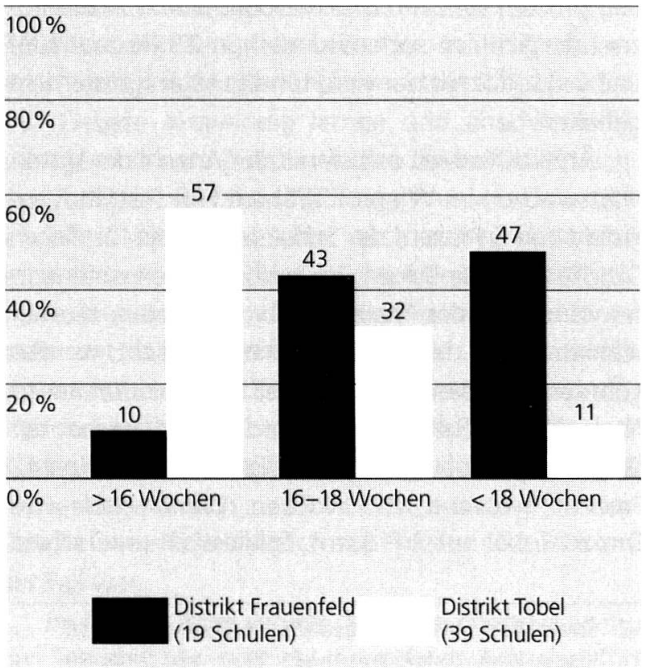
Wie die Grafiken zeigen, sind die Unterschiede bedeutend; im Distrikt Frauenfeld wurden die Schulen insgesamt wesentlich länger besucht. Dies mag auf den ersten Blick selbstverständlich scheinen, war der Distrikt Tobel doch eine ländliche Gegend, wo man die Kinder gemeinhin wohl lieber aufs Feld als in die Schule schickte. Umgekehrt unterschieden sich aber die Verhältnisse im Distrikt Frauenfeld, abgesehen von der Stadt selbst, kaum stark von Tobel: Hier wurde genauso Landwirtschaft betrieben, hier wurden die Kinder genauso zur Arbeit auf dem Gut gebraucht. So muss es eher am Einfluss der nahen Stadt gelegen haben, die in Bezug auf neue Ideen eine gewisse Ausstrahlung entwickelte, eine Ausstrahlung, die mit zunehmender Distanz an Wirkung verlor.

Die oben gewonnenen Resultate lassen sich relativ leicht in Zusammenhang mit den Erkenntnissen über die Unterrichtsfächer bringen: Da im Distrikt Frauenfeld länger unterrichtet wurde, verfügten die Lehrer über mehr Zeit, um den Kindern die gleichen Fähigkeiten beizubringen wie ihre Kollegen in Tobel – oder sie konnten diese zusätzliche Zeit nutzen, indem sie mehr Stoff vermittelten und damit den Unterricht reichhaltiger und vielseitiger gestalteten.

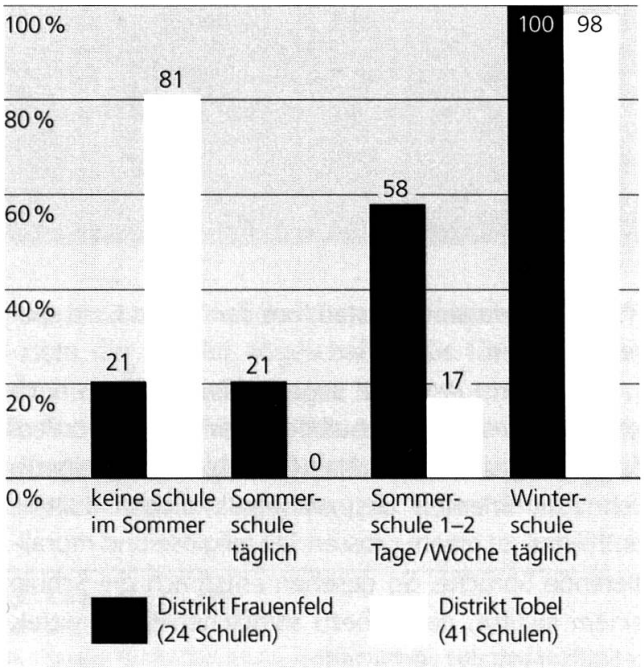
Die meisten Lehrer mussten einer ausserschulischen Tätigkeit nachgehen, damit ihr Lebensunterhalt gesichert war. Die in der Enquête meistgenannte Nebenbeschäftigung, die während der Sommerzeit wohl in der Regel hauptberuflich ausgeübt wurde, war die Land- und Gutsarbeit.[39] Der Anteil dieser Kleinbauern unter der Lehrerschaft betrug im Distrikt Frauenfeld 30 Prozent, im Distrikt Tobel nur wenig

38 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 24, Distrikt Tobel: 41.
39 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 23, Distrikt Tobel: 39.

Anzahl Wochen Winterschule




Winter-/Sommerschule



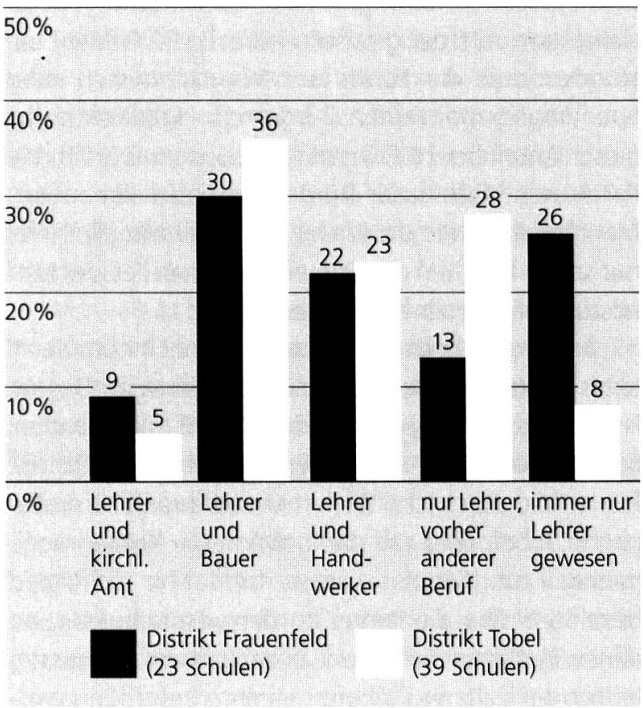
mehr, nämlich 36 Prozent. Auch der Anteil der Handwerker unter den Lehrern ist in beiden Distrikten beinahe gleich hoch: Im Distrikt Frauenfeld betrug er 22 Prozent, im Distrikt Tobel 23 Prozent. Ein merklicher Unterschied lässt sich allerdings in derjenigen Kategorie ausmachen, die sich ausschliesslich dem Lehrerberuf verschrieben hatte. Im Distrikt Tobel gingen vor der Übernahme des Lehramtes 28 Prozent einem anderen Beruf nach, und nur 8 Prozent hatten nie eine andere Arbeit verrichtet. Im Distrikt Frauenfeld zeigen sich die Zahlen von einer anderen Seite: 26 Prozent waren seit jeher nur als Lehrer tätig, während nur 13 Prozent vorher einer anderen Beschäftigung nachgegangen waren.

Es kann bei denjenigen, die schon immer als Lehrer tätig waren, trotzdem in den meisten Fällen nicht von professionell ausgebildeten Lehrern die Rede sein. Eher kamen sie durch Zufall zu diesem Beruf, etwa weil sie das Unterrichten von ihrem Vater, der bereits als Lehrer tätig gewesen war, gelernt und bei seinem Abtreten die freie Stelle übernommen hatten.

Vereinzelt mussten sich die Lehrer in den Dienst der Kirche stellen, wobei sie dann meist die Pflicht hatten, den Jugendgottesdienst abzuhalten oder das Kantoratsamt zu übernehmen. So kam es durchaus vor, dass dieselbe Person Lehrer, Handwerker und Kantor in einem war. Die nachstehende Grafik zeigt die Verteilung der Nebenbeschäftigungen der Lehrer in den beiden Vergleichsdistrikten.

Wie bereits erwähnt, gingen die Lehrer aus materiellen Gründen einer Nebentätigkeit nach, denn die finanziellen Mittel für die Schulen bzw. die Lehrer waren gering. 4 Prozent der Lehrer im Distrikt Frauenfeld und 3 Prozent im Distrikt Tobel bekamen für ihre Tätigkeit in der Schule sogar überhaupt keinen Lohn![40] Die meisten Lehrer wurden in Form von Geld oder Naturalien entschädigt. Im Distrikt Tobel erhielten 92 Prozent ihren Lohn in Geld, 5 Prozent erhielten sowohl Geld als auch Naturalien. Im Distrikt Frauenfeld wurde der Schuldienst in 58 Prozent der Fälle mit

Nebentätigkeiten der Lehrer




Geld und in 34 Prozent mit Geld und Naturalien honoriert. Wahrscheinlich lässt sich dieser Unterschied mit dem Vorhandensein eines Schulfonds oder einer Schulstiftung in Zusammenhang bringen: Wer aus einem Fonds bezahlt wurde, bekam seinen Lohn nämlich meist in Form von Geld. Die Finanzierung der Schulen wurde im Distrikt Tobel in 98 Prozent aller Gemeinden über einen solchen Fonds gewährleistet, im Distrikt Frauenfeld war dies mit 71 Prozent weniger oft der Fall.[41] Dafür musste hier von den Eltern der SchülerInnen in 46 Prozent der Gemeinden Schulgeld bezahlt werden; im Distrikt Tobel lag dieser Anteil bei 14 Prozent.[42] Das Schulgeld bestand z. T. ebenfalls aus Naturalien, ein weiterer Grund dafür, dass die Besoldung in den beiden Distrikten unterschiedlich aussah.

40 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 24, Distrikt Tobel: 38.
41 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 24, Distrikt Tobel: 41.
42 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 22, Distrikt Tobel: 36.

Im Distrikt Tobel war man eher auf einen allgemeinen Schulfonds angewiesen, da ein Schulgeld für viele Eltern zu teuer gewesen wäre. Zu 37 Prozent bestanden dort die Fonds aus Vermächtnissen oder Spenden von einzelnen Bürgern; in Frauenfeld lag dieser Anteil bei 20 Prozent.[43] Ansonsten wurden die Fonds mit Mitteln der Bürgergemeinde alimentiert. Manchmal leistete die Kirche hierbei finanzielle Hilfe; nur selten konnten die Gemeinden einen Teil der Mittel aus dem Armenfonds abzweigen.

Im Durchschnitt lag das monatliche Einkommen[44] eines Lehrers während der Winterschule im Distrikt Frauenfeld bei knapp 8 Gulden, im Distrikt Tobel bei 6½ Gulden. Zwar verdienten die Lehrer im Distrikt Frauenfeld durchschnittlich mehr als ihre Berufskollegen in Tobel, aber nur dann, wenn die Kinder regelmässig zur Schule kamen und ihr Schulgeld bezahlten. Nur die Lehrer an den «Freischulen», an denen gar kein Schulgeld bezahlt werden musste, hatten ein sicheres Einkommen. Ihre Besoldung wurde aus zusammengelegten Gütern oder speziell errichteten Schulfonds bezahlt. Im Distrikt Frauenfeld waren nur 36 Prozent aller Schulen «Freischulen»; im Distrikt Tobel lag dieser Anteil aber bei 75 Prozent.[45]

Die Untersuchung der Besoldungsverhältnisse lässt Rückschlüsse auf die Wertschätzung zu, derer sich Lehrer bzw. Schule erfreuten: Je höher die finanzielle Abgeltung der Leistung, desto grösser die Bedeutung, die man dieser zumass. Den eruierten Lohnverhältnissen nach zu schliessen, waren Lehrer bzw. Schule auf der sozialen Skala relativ tief eingestuft. Die Besoldung war lediglich als eine Entschädigung für die tägliche Schulzeit gedacht; sie wurde gar nicht als ausreichendes Einkommen für den Lehrer verstanden. Vielmehr ging man davon aus, dass der Lehrer – der ja meist aus Bauern- oder Handwerkerkreisen kam – in seinen zahlreichen Freistunden weiterhin seinem ursprünglichen Beruf nachgehen werde.

Leider ist es nicht möglich, anhand der Stapfer-Enquête die Zahl der Kinder zu bestimmen, die die Schule regelmässig besuchten, da gewisse Lehrer gar keine Angaben dazu machten – und viele dazu auch gar nicht imstande waren. Eine typische Antwort war, dass im Winter zwischen 30 und 50 Mädchen und Knaben die Schule besuchten. Dies lässt den Schluss zu, dass es nicht ungewöhnlich war, wenn die Kinder sehr unregelmässig zur Schule gingen. Vermutlich kam es kaum vor, dass alle anwesend waren, die eigentlich hätten anwesend sein müssen. Vielleicht war das aber auch besser so. Denn was mit Sicherheit gesagt werden kann, ist, dass die Schulzimmer in aller Regel hoffnungslos überfüllt und die Lehrer entsprechend überfordert waren: Klassen mit über 50 Kindern waren keine Seltenheit; in der Schule von Tänikon zählte Lehrer Johannes Sprenger während des Winters gar 120 Schulkinder.

Was anhand der Enquête beschrieben werden kann, ist die Geschlechterverteilung unter den Schulkindern; sie liegt in beiden Distrikten auf vergleichbarem Niveau.[46]

Im Distrikt Frauenfeld wurde die Winterschule zu 54 Prozent von Knaben und zu 46 Prozent von Mädchen besucht, während die Knaben im Sommer 51 Prozent und die Mädchen 49 Prozent der Schülerschaft ausmachten. Im Distrikt Tobel wurde die Winterschule genau je zur Hälfte von Knaben und Mädchen besucht, während die Mädchen im Sommer mit 52 Prozent leicht in der Überzahl waren. Offenbar gab es also ein Bewusstsein, dass nicht nur Knaben eine Bildung erhalten sollten. Was nicht weiter verwundert, ist die Tatsache, dass der Anteil der Mädchen an der SchülerInnenschaft im Sommer verhältnismässig grösser war als im Winter, dass also

43 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 15, Distrikt Tobel: 30.

44 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 18, Distrikt Tobel: 37.

45 Bei den restlichen 18 Prozent der Schulen im Distrikt Frauenfeld bzw. 11 Prozent im Distrikt Tobel wurde ein Schulgeld nur von Fremden, also von Schülern von ausserhalb der Schulgemeinde, verlangt.

46 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 21, Distrikt Tobel: 37.

die Mädchen im Sommer eher zur Schule gingen als die Knaben. Der Hauptgrund dafür liegt mit Sicherheit darin, dass im Sommer mehr Arbeit auf Hof und Feld anfiel, Arbeit, für die anscheinend die Knaben etwas mehr eingespannt wurden als die Mädchen.

Schulhäuser waren nur in wenigen Gemeinden vorhanden. Die Gemeinden, die kein spezielles Schulhaus besassen, versuchten auf irgendeine Weise, Raum für den Unterricht zu schaffen. Entweder stellten sie eine Stube im Gemeindehaus zur Verfügung, oder sie mieteten eine geeignete Privatstube. Wo keine passenden Räumlichkeiten auf Dauer gefunden werden konnten, wanderte die Schule gar von Haus zu Haus. Vereinzelt fanden die Schulen im Pfarrhaus Platz; in der Mehrzahl der Fälle jedoch wurde es dem Lehrer überlassen, für das Schullokal zu sorgen. Dies lief oft darauf hinaus, dass der Unterricht in der Stube des Lehrers stattfand. Im Distrikt Frauenfeld war die Hälfte der Lehrer gehalten, die eigene Wohnung für den Unterricht zur Verfügung zu stellen – und zwar ohne jegliche Entschädigung. Im Distrikt Tobel belief sich dieser Anteil auf 44 Prozent.[47] Immerhin konnten umgekehrt im Distrikt Frauenfeld 36 Prozent der Lehrer in einem speziellen Schulhaus unterrichten; im Distrikt Tobel fand der Unterricht nur gerade bei 2 Prozent in einem solchen statt. In diesem Distrikt wurde die Schule viel öfter in privaten Bürgerwohnungen gehalten, nämlich in 37 Prozent der Fälle, wobei nur für rund die Hälfte davon eine Entschädigung bezahlt wurde. Für 10 Prozent der Schulen fand man eine Unterkunft in Gebäuden der Gemeinde (für Frauenfeld waren das 9 Prozent), und nur der geringe Anteil von 7 Prozent fand in der Wohnung des Lehrers gegen eine entsprechende Entschädigung statt. Im Distrikt Frauenfeld musste nur für 5 Prozent Unterschlupf in Privatwohnungen gesucht werden, dies allerdings ohne Entschädigung.

Um das Bild über den Zustand der Schulen im Kanton Thurgau zur Zeit der Helvetik zu ergänzen, ist es nötig, etwas über die vorherrschende Konfession in den verschiedenen Schulgemeinden zu sagen. Bei diesem Thema wird immer wieder unterstrichen, dass die Schulbildung in katholischen Gebieten von geringerer Qualität gewesen sei als jene in den evangelischen. Im Folgenden wird sich allerdings zeigen, dass sich diese Behauptung anhand der hier untersuchten Daten nur bedingt erhärten lässt: Oft lassen sich keine signifikanten Unterschiede, die konfessionell begründet wären, ausmachen.

Vorweg ist zu bemerken, dass die Vergleichsbasis im Distrikt Frauenfeld sehr schmal ist: Von den 24 aufgenommenen Schulen waren nur deren drei katholisch. Im Distrikt Tobel ist das Verhältnis wesentlich ausgewogener: Von den registrierten 41 Schulen waren 16 katholisch.

Inhaltlich unterschied sich der katholische Unterricht nicht wesentlich vom evangelischen. Rechnen beispielsweise wurde im Distrikt Frauenfeld an zwei der drei katholischen Schulen vermittelt. Bei der dritten Schule handelte es sich um die katholische lateinische Schule der Stadt Frauenfeld, wo nur Religion und Latein unterrichtet wurde. Auf diesen Spezialfall komme ich weiter unten zu sprechen.

Auch im Distrikt Tobel konnten die katholischen Schulen mit den evangelischen mithalten. Die wenigen Schulen, an denen Rechnen zum Unterrichtsalltag zählte, gehörten je zur Hälfte beiden Konfessionen an.

Ein anderes Bild ergibt sich bei der Betrachtung der verwendeten Lehrmittel. In beiden Distrikten wurden weder das «Waserbüchlein» noch der «Lehrmeister» von einer katholischen Schule eingesetzt. Im Distrikt Tobel benutzten immerhin 13 der 16 katholischen Schulen ein «Abc»- oder «Namenbüchlein» zum Erlernen des Alphabets. Ansonsten arbeiteten diese Lehrer mit selbst verfassten Lese- und Schreibvorlagen (15 kath. Schulen) und mit dem Katechismus (11 kath. Schulen).

47 Statist. Basis: Distrikt Frauenfeld: 22, Distrikt Tobel: 41.

Wieder ein anderes Bild ergibt die Untersuchung der Unterrichtsdauer. Im Distrikt Frauenfeld lassen sich diesbezügliche Unterschiede nicht konfessionell begründen; die katholischen Schulen stehen den evangelischen in nichts nach. Auch hielten sie alle Unterricht im Sommer. Die kürzeste Unterrichtsdauer von vier Stunden pro Tag ist im Distrikt Tobel aber ausschliesslich bei katholischen Schulen zu beobachten, und nur zwei von ihnen gehörten zu jenen 23, in denen sechs Stunden im Tag unterrichtet wurde. Ein ähnliches Bild zeigt sich auch bei der Anzahl der im Winter durchgeführten Schulwochen: Die katholischen Schulen lagen unter dem Gesamtdurchschnitt des Distrikts. Umgekehrt waren 71 Prozent der Schulen, die überhaupt Unterricht während des Sommers hielten, katholisch.

Bezüglich der Aufteilung in Klassen lässt sich für den Distrikt Tobel sagen, dass es hier um die evangelischen Schulen um einiges schlechter stand als um die katholischen: Vier katholische und elf evangelische Schulen waren als «Gesamtschulen» organisiert.

Insgesamt darf also nur bedingt von einer besseren Ausbildung in den evangelischen Gebieten gesprochen werden. Unterschiede, die dem Unterricht mit Sicherheit eine andere Qualität gaben, finden sich viel eher zwischen den beiden Distrikten, als zwischen den katholischen und evangelischen Schulen.

### «Spezialschulen» in Frauenfeld

Bis jetzt habe ich vor allem auf die Unterschiede zwischen einem städtischen und einem ländlichen Distrikt hingewiesen. In einem letzten Abschnitt werde ich nun die Schulen in der Stadt Frauenfeld etwas eingehender betrachten.[48]

Gemäss der «Stapfer-Enquête» gab es in Frauenfeld fünf Schulen: die katholische Schule, die evangelische deutsche Knabenschule, die Töchterschule, die lateinische katholische Schule und die höhere Schule. Die drei ersterwähnten Institute können als Elementarschulen betrachtet werden, wie es sie auch auf dem Land gab. Der Unterricht erfolgte konfessionell getrennt, der evangelische Unterricht war seinerseits auch noch nach Geschlechtern getrennt. Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass diese drei Schulen einen umfassenderen Unterricht boten als die übrigen auf dem Land: Es wurde hier während des ganzen Jahres täglich Schule gehalten – mit zwei freien Nachmittagen in der Woche. In der evangelischen deutschen Knabenschule gab es zudem drei Wochen im Jahr Ferien. Die Dauer der «Herbstvakanz» der katholischen Schule ist nicht angegeben; sie dürfte sich aber im gleichen Rahmen bewegt haben.

Der Unterricht bestand aus den gewohnten Fächern. An jeder Schule wurde Rechnen und Schreiben gelehrt, an der evangelischen deutschen Knabenschule noch zusätzlich Französisch. Adam Gubler, damals Lehrer dieser Schule, schrieb in der Enquête: «In dieser Schule wird gelehrt. A. B. Cedieren, Buchstabieren, Lesen, Kalligraphie, deutsch u. französisch, Orthographie, Briefe u. andere schriftliche Aufsätze verfertigen, Arithmetik, Musik mit u. ohne Instrument, Religion, Sitten u. Bürgerpflichten.»[49] Mit diesem Angebot konnten die Landschulen nicht mithalten.

Auch waren die Lehrer dieser drei städtischen Schulen besser ausgebildet als die meisten ihrer Berufskollegen. Ignaz Schweizer, Lehrer der katholischen Schule, war vorher während zehn Jahren als Kaplan tätig gewesen. Adam Gubler gab an, sich «von Jugend auf zum Lehrergeschäft vorbereitet und gewidmet» zu haben, und Daniel Kappeler, Lehrer an der Töchterschule schrieb: «Vom 20. Jahr an, bis

48 Auf die Geschichte der Frauenfelder Schulen zur Zeit der Helvetik geht auch Büeler ein. Weiteres Material findet sich überdies in StATG 8'644'7, Nachlass Jean Huber, Schulgeschichte Frauenfeld.

49 StATG 1'51'4, Nr. 30.

wohin er an seinem Vaterorte zum Schullehrer unterrichtet wurde, zur Fortsetzung seiner Studien nach Zürich geschickt, blieb er 1 Jahr daselbst in Pension, kam dann als Hauslehrer nach Glarus u. nach zweyjährigem Aufenthalt daselbst an seine jezige Stelle.»[50]

Die insgesamt höhere Qualität der Schulen in der Stadt schlug sich auch im Einkommen, zumindest in demjenigen der Lehrer der evangelischen Schulen, nieder: Sowohl Adam Gubler wie auch Daniel Kappeler erhielten ein jährliches Salär von je 300 Gulden. Die auf einen Monat umgerechneten 25 Gulden waren im Vergleich mit den deutlich weniger als 10 Gulden, die im Gesamtdurchschnitt gezahlt wurden, ein rechter Lohn.

Weil die Lehrer an den drei städtischen Schulen ganzjährig unterrichteten, hatten sie allerdings auch kaum die Möglichkeit, anderweitig ein Zusatzeinkommen zu erzielen. Insofern waren sie auf ein Einkommen angewiesen, das ihre Lebenshaltungskosten deckte. Es kann aber sicher davon ausgegangen werden, dass ihnen ihr Lohn mit weniger Vorbehalten ausbezahlt wurde als auf dem Land. Denn das Bewusstsein um die Bedeutung einer umfassenden Bildung war in städtischen Gebieten grösser, und entsprechend höheres Ansehen genoss ein guter Lehrer. Alle diese Faktoren zusammen bildeten wiederum die Grundlage für eine qualitativ bessere Ausbildung, wie sie sich in der Stadt entwickelte.

Nicht nur in der Qualität der Elementarschulen unterschied sich die Stadt von den ländlichen Gegenden, sondern auch mit zwei Institutionen, die nur hier zu finden und damit auch fast nur Stadtbürgern zugänglich waren: der lateinischen katholischen Schule einerseits und der (evangelischen) höheren Schule anderseits. Diese beiden Lateinschulen wurden nur von wenigen Knaben besucht, die die Elementarschule bereits durchlaufen hatten. In der Enquête wurde für die lateinische katholische Schule eine Schülerzahl von sieben Knaben angegeben, für die höhere Schule acht bis zehn. Unterricht wurde täglich gehalten, ausser in den Herbstferien.

Während die lateinische katholische Schule mit den Fächern Latein und Biblische Geschichte offensichtlich vor allem für eine theologische Laufbahn vorbereitete, war der Unterricht in der höheren Schule vielschichtiger. Georg Kappeler, der damalige Lehrer an der höheren Schule, schrieb in der Enquête:

«Nach dem Plan sollte eigentlich Religion, Griechisch, Lateinisch, Französisch, allgemeine u. vaterländische Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Geomethrie u. Arithmetik gelehrt werden. Gegenwärtig wird nur Religion, Griechisch gar nichts, Lateinisch nur wenig, vorzüglich aber Französisch, Geschichte, Naturlehre u. Naturgeschichte, Geographie, Arithmetik u. Geometrie gelehrt.»[51] An dieser Schule verwendete man, wenigstens zum Teil, spezifische Lehrmittel wie eine Latein-Grammatik, eine Französisch-Grammatik, ein Französisch-Lesebuch und ein Geschichtsbuch.

Im Gegensatz zur lateinischen katholischen Schule, an der nur für Nichtbürger ein Schulgeld erhoben wurde, mussten an der höheren Schule alle Schulgeld bezahlen. Lehrer Georg Kappeler erhielt einen Lohn von 253 Gulden jährlich und zusätzlich verschiedene Naturalien. Damit war er sozusagen der Spitzenverdiener unter den thurgauischen Lehrern der Helvetik. Joseph Sebastian Längle, der nicht nur Lehrer sondern auch noch Kaplan war, wurde nur für letztere Tätigkeit entschädigt.[52]

Das Vorhandensein dieser Lateinschulen betont das Stadt-Land-Gefälle gleich mehrfach. Ein Kind vom Land war schon wegen der räumlichen Distanz nicht in der Lage, eine solche zu besuchen. Zudem waren beide Lateinschulen für Nichtbürger der Stadt in jedem Fall schulgeldpflichtig; Leute, die schon ihrer

50 Ebd., Nr. 29.
51 Ebd., Nr. 28.
52 Ebd., Nr. 31.

Herkunft wegen in der Regel weniger gut betucht waren, hatten damit einen weiteren Nachteil zu gewärtigen. Der finanzielle Aspekt spielte zudem noch anderweitig eine Rolle: Wer eine Lateinschule besuchte, ging natürlich länger zur Schule und lag damit den Eltern länger auf dem Geldsäckel, ohne etwas zum Unterhalt beizutragen. Insgesamt ist deshalb davon auszugehen, dass Stadtkinder bessere Bildungsmöglichkeiten vorfanden als Landkinder. Allerdings war der Kreis derjenigen Haushalte, die betucht genug waren, ihren Kindern eine höhere Ausbildung zu finanzieren, auch in der Stadt recht klein.

## Schluss

Im Allgemeinen befand sich das thurgauische Schulwesen zur Zeit der Helvetik in einem kläglichen Zustand: Unterricht wurde in der Regel von kaum ausgebildeten Lehrern gehalten, und zwar in überfüllten Schulstuben und meist nur während einiger Wochen im Winter. Der behandelte Stoff hatte eine Qualität und einen Umfang, die aus heutiger Sicht ausserordentlich bescheiden anmuten.

Es ist aber auch festzuhalten, dass «Schule» ein Begriff war, der mit sehr unterschiedlichen Inhalten gefüllt sein konnte. Tendenziell lässt sich sagen, dass Vielfalt und Dauer des Unterrichts zunahmen, je städtischer die entsprechende Gegend war. Die Schulen verfügten da auch über mehr Lehrer, die nie einen anderen Beruf ausgeübt hatten und somit besser für ihre Tätigkeit vorbereitet waren.

Es ist leider nicht möglich, anhand der «Stapfer-Enquête» festzustellen, wie hoch der Einschulungsgrad, also der Anteil Schulkinder an der Gesamtbevölkerung, war.

Hingegen lässt sich zeigen, dass die Konfessionen nur einen bedingten Einfluss auf die Qualität der Schulen hatten: Im Distrikt Frauenfeld ist er kaum auszumachen; im Distrikt Tobel schneiden die katholischen Schulen im Vergleich insgesamt etwas schlechter ab als die evangelischen.

Das Stadt-Land-Gefälle wird bei der Betrachtung der Schulen in der Stadt Frauenfeld besonders augenfällig. Die Elementarschulen waren allesamt besser organisiert als jene auf dem Land. Zudem gab es in der Stadt zumindest die Möglichkeit, eine höhere Lateinschule zu besuchen. Diese Möglichkeit blieb den Landkindern praktisch vollständig verwehrt.

Obwohl während der Helvetik Änderungen am Schulwesen vorgenommen wurden – man entzog z. B. die Volksschulen der Obhut der Kirche – blieben die Zustände insgesamt ähnlich misslich wie in den Jahren zuvor. Die Zeit, in der die Ideen von Philipp Albert Stapfer und seinen Gesinnungsgenossen in die Tat umgesetzt werden konnten, sollte erst im Lauf des 19. Jahrhunderts so richtig anbrechen.

**Quellen**

StATG 1'51'4, Erziehungsrat, Bericht über die Schulen im Thurgau, 1799 (Stapfer-Enquête).
StATG 8'644'7, Nachlass Jean Huber, Schulgeschichte Frauenfeld.

**Abbildungen**

Abb. 1: Dpf TG, Sammlung Walder, Neg. Nr. 386. Foto: Walder.
Abb. 2: StATG 4'776'0, Lehrmittel. Foto: Huber & Co. AG.